

Schreibtisch neben den Gewehren

Eine Tagung über die Philologen Europas

Das lange 19. Jahrhundert war auch die Hochzeit der philologischen Wissenschaften. Dabei lagen die Schreibtische, an denen die Philologen die Heldengesänge und Sprachdenkmäler ihrer Völker verzeichneten und die Zeugnisse eines vermeintlichen „Altertums“ ihrer Nationen sammelten, nicht weit von den Gewehren: „Man ging in den Befreiungskampf oder studierte Philologie“ – so charakterisierte der Slawist Rainer Grübel auf einer Osnabrücker Philologenkonzferenz zwei vormalig nahe beieinanderliegende Optionen. Auf Einladung von Christoph König waren einundzwanzig Fachvertreter angereist, um an vier Tagen „Das Potential europäischer Philologien“ zu diskutieren – mit Blick auf die Gegenwart im neuen, vielsprachigen Europa. Dreißig offizielle Sprachen zählt die EU, die ihren zuständigen Brüsseler Kommissar, den Rumänen Leonard Orban, zu einem Abendvortrag über Sprachenvielfalt als Vehikel europäischer Identität nach Osnabrück entsandte.

Den Philologien, die seit Jahren vornehmlich an ihrer Selbstabschaffung arbeiten, ist die kritische Perspektive auf die eigene Fachgeschichte – zumal mit den Instrumentarien, welche die Disziplinen selbst bereitstellen – keine Selbstverständlichkeit. Häufig wird der wissenschaftsgeschichtliche Antrieb als ein selbstbezügliches Unterfangen – Philologie der Philologie – belächelt. Gerade da erbrachte die Osnabrücker Tagung manchen Nachweis für die Fähigkeit der Philologien, sich in historischer Selbstbesinnung und kritischer Selbstreflexion von innen heraus zu erneuern und Dialoge aufzunehmen. Exemplarisch demonstrierte Ulrich Wyss (Frankfurt/Main) an Dante Alighieri, wie die Dichtung stets ihre eigene Philologie im Reisegepäck mit sich führt.

Im Gegenzug zeigte Christoph König am Beispiel des finnischen Nationalepos „Kalevala“, wie Philologie als Textwissenschaft ihrerseits Dichtung im Gefolge hat, wenn der Philologe ein Heldenepos als aus vermeintlich unvordenklichen Zeiten überliefertes „Zeugnis für die Existenz eines Volkes“ selbst erst hervorbringt. Die Bauanleitungen solcher Artefakte werden dabei nach Art einer Flaschenpostsendung von einer Philologie zur nächsten transportiert. Die „germanische“ Philologie, alias Germanistik, die sich unter Berufung auf den Römer Tacitus ein eigenes Altertum erschuf, nahm im 19. Jahrhundert eine hegemoniale Position ein, die manch andere Philologie – von der baskischen über die keltische bis hin zur bulgarischen und sogar zur englischen – erst in die Welt brachte.

Die Lust am Einzelfall

Besondere Aufmerksamkeit richtete die Tagung auf die unterschiedlichen Entstehungsbedingungen der europäischen Philologien. Italien konnte bereits auf eine lange Tradition humanistischer Philologie und intellektueller Literaturkritik zurückblicken. Von britischen Philologen wurde – wie Richard Utz (Cedar Falls/USA) darlegte – der Ausbruch des Ersten Weltkriegs als Befreiung vom „fremden Joch teutonischer Philologie“ gefeiert. Dem „germanischen“ Altertum setzte die französische Romanistik – Hans Ulrich Gumbrecht (Stanford/Suhrkamp) zufolge – die glorreichen Höhepunkte des frankophonen Mittelalters und der Renaissance entgegen. Ein anderes, näher an der Wortkunst und der Musik als am rigorosen „Prosaendenken“ gelegenes Modell philologischer Praxis entdeckte Rainer Grübel (Oldenburg) bei russischen und ukrainischen Vorläufern des Strukturalismus.

Wo die Gräben zwischen den einzelnen Philologien längst überwunden sind, lassen sich in Rückbesinnung auf verschüttete Potentiale auch andere Wasserzeichen womöglich neu überücken: Jürgen Trabant (Berlin) hinterfragte mit Wilhelm von Humboldt die Scheidelinie zwischen Philologie und Linguistik, und Denis Thouard (Lille/München) ging mit Friedrich Schlegel der Entzweiung von Philosophie und Philologie auf dem Grund: Letzterer eignet die „immerwährende Resistenz der Anomalie der besonderen Fälle gegenüber verallgemeinernden Ansprüchen“, weshalb sie der Philosophie ein Dorn im Auge ist. Für die Potentiale, welche die Philologien in ein Europa einbringen können, das – mit einem Humboldtschen Wort – in der „lichtvollen Verschiedenheit“ seiner vielen Sprachen, Literaturen und anderen Pluralitäten leuchtet, ließ sich dieser Befund noch ausdehnen: Die Philologien verstanden sich stets als Anwälte des Individuellen und Besonderen, und selbst da, wo man in der Vergangenheit das „Volk“ oder die „Nation“ als eine „Individualität“ auffasste, wurden dergleichen höhere Wesen in der philologischen Praxis weniger befördert als zugenutet wahrhaft sinnlicher und subjektiver Individualitäten recht eigentlich hintertrieben.

An eine Zentralfigur des europäischen Literaturtransfers, den vor achtzig Jahren verstorbenen dänischen Schriftsteller und Philologen Georg Brandes, erinnerte schließlich Christian Benne (Odense): Als der wohl kosmopolitischste Intellektuelle seiner Zeit, dem die Philologie zur Lebensform geworden war, die er auf Reisen kreuz und quer durch die europäischen Provinzen pflegte, war Brandes ein entschiedener Fürsprecher der Diversifikation und der Besonderheiten: Wenn darin – wie Jürgen Trabant am Ende resümierte – der „Geist der Philologie“ beruht, dann haben die Philologien im neuen Europa noch reiche Bestände an kreativen Verunsicherungen einzubringen.

VOLKER BREIDÉCKER